

MICHAEL PEINKOFER



DER
SCHATTEN
HISTORISCHER ROMAN
VON
THOT

BASTEI ENTERTAINMENT 

Inhalt

Cover

Über den Autor

Titel

Impressum

Widmung

PROLOG

I. Buch

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

II. Buch

1

2

3

4

5

6

7

8

9

III. Buch

1

2

3
4
5
6
7
8
9

EPILOG
DANKSAGUNG
Fußnoten

Michael Peinkofer, Jahrgang 1969, studierte in München Germanistik, Geschichte und Kommunikationswissenschaft. Seit 1995 arbeitet er als freier Autor, Filmjournalist und Übersetzer. Unter diversen Pseudonymen hat er bereits zahlreiche Romane verschiedener Genres verfasst. Bekannt wurde er durch die Bestseller DIE BRUDERSCHAFT DER RUNEN (Bd. 15249) und DIE ERBEN DER SCHWARZEN FLAGGE (Bd. 15417). Michael Peinkofer lebt mit seiner Familie im Allgäu.

MICHAEL PEINKOFER

DER
SCHATTEN

HISTORISCHER ROMAN VON
THOT

Nach den Aufzeichnungen
von Lady Kincaid

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

© 2006 by Michael Peinkofer und Bastei Lübbe AG, Köln
Die Veröffentlichung dieses Werkes erfolgt auf Vermittlung der Autoren- und
Verlagsagentur Peter Molden, Köln
Lektorat: Stefan Bauer
Zeichnungen: Daniel Ernle
Titelillustration: Hisham F. Ibrahim/getty-images
Datenkonvertierung E-Book: Urban [SatzKonzept](#), Düsseldorf

ISBN: 978-3-8387-0332-9

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

MEINEN ELTERN GEWIDMET
FÜR IHRE LIEBE UND DAFÜR,
DASS SIE STETS AN MICH GEGLAUBT HABEN.

PROLOG

ALTE STERNWARTE, KAIRO
SEPTEMBER 1883

Ein Firmament funkelnder Sterne spannte sich über den Häusern und Gassen der Stadt, die sich von den Ufern des Nils bis hinauf zu den Hängen des Djebel Mokattam erstreckten. Blaues Licht erhellte die Kuppeln der Moscheen und die Minarette der Stadt, beschien die trutzigen Mauern der Festung und ließ das breite Band des Flusses leuchten.

Auf der alten Sternwarte, die einst von den Kalifen errichtet worden war, um die Vorgänge am Himmel zu beobachten und zu deuten, stand Ammon el-Hakim, und obgleich seine Augen hinaufstarrten zum glitzernden Himmel, sahen sie den Glanz der Sterne nicht mehr.

Den Weisen von Mokattam, so pflegten sie jenen Alten zu nennen, der die Sternwarte zu seinem Domizil erkoren hatte; hier lebte und arbeitete er, und in den unzähligen Winkeln und Kammern des baufälligen Turmes häufte sich das Wissen vergangener Tage. Bücher und Schriftrollen, alte Pergamente und mancher Gegenstand, dem magische Bedeutung beigemessen wurde, hatten sich hier angesammelt. Sein ganzes Leben hatte el-Hakim der Erforschung der letzten Geheimnisse gewidmet, der letzten Rätsel, die es noch zu erforschen gab in einer Zeit, in der der Mensch die letzten Grenzen überschritt.

Die Fremden aus dem Norden ...

Der Weise von Mokattam verachtete sie.

Ohne Demut und Respekt betraten sie das geweihte Land, besaßen keine Ehrfurcht vor dem jahrtausendealten Vermächtnis. Die Pyramiden, die Tempel, die Grabmäler

und der Sphinx - für sie waren es leblose Bauwerke, Ansammlungen von Stein, begraben von Sand und dem Staub der Zeit.

Die Römer waren die Ersten gewesen, die den Ruhm Ägyptens mit Füßen getreten hatten.

Dann die Griechen.

Die Türken.

Die Franzosen.

Und nun die Engländer.

Nur wenige waren unter ihnen, die Verstand genug besaßen, um zu begreifen, dass Ägypten mehr als tote Vergangenheit war, dass der Sand der Wüste den Schlüssel zur Zukunft bergen mochte. Und diejenigen, die es begriffen, waren längst nicht alle Diener des Lichts.

Ammon el-Hakim lebte in Finsternis, und das nicht nur, weil sein Augenlicht verloschen war. Dunkelheit hatte sich über das Gemüt des Weisen gebreitet, eine Dunkelheit, die finsterner war als jede Nacht und undurchdringlicher als jeder Sandsturm. Als seine Augen das Licht der Sterne noch erblickten, hatte el-Hakim es ein letztes Mal gedeutet. Und was er gesehen hatte, hatte ihn mit Grauen und Furcht erfüllt.

Eine alte Macht war aus den Untiefen der Geschichte wieder aufgetaucht und griff nach Geheimnissen, die nicht für sie bestimmt waren. Dinge, die verborgen bleiben sollten, wurden den Schatten der Zeit entrissen. Die Welt geriet aus dem Gleichgewicht, Chaos und Zerstörung würden die Folge sein.

Leise sprach der Weise von Mokattam die Worte, die in eine steinerne Tafel gemeißelt waren. Das Original lag tief unter dem Sand von Memphis vergraben, eine Abschrift jedoch befand sich im Besitz der Sterndeuter von Mokattam, seit Generationen gehütet von den Weisen.

Ägypten, o Ägypten!

Eine Zeit wird kommen, in der die Götter die Erde verlassen. Von deiner Religion werden nur ferne Legenden bleiben und Worte in Stein gehauen, denen die Nachwelt keinen Glauben schenken wird. Die Frommen werden verstummen und die Finsternis dem Licht vorgezogen werden, und keines Menschen Blick wird sich zum Himmel heben. Die Reinen werden als Narren verlacht, die Unreinen als Weise verehrt. Der Rasende wird für mutig gehalten und der Verruchte für rechtschaffen, das Wissen um die unsterbliche Seele wird man leugnen.

Aus diesem Grund habe ich, Thot, die Geheimnisse der Götter aufgeschrieben und sie an einem geheimen Ort bewahrt. Bis die Menschen reif für unser Wissen sind. Den Pfad der Nacht beschreite, wer des Mondes Geheimnis sucht. Doch hüte sich, der nach Wissen trachtet, vor dem, was in Dunkelheit lauert ...



I. BUCH
LONDON

LONDON, EAST END
14. OKTOBER 1883

Mitternacht.

Der Glockenturm von Westminster, der das Parlamentsgebäude und die Westminster Bridge weit überragte, meldete das Ende des alten und den Beginn des neuen Tages. Aber der Klang der großen Glocke, der die Einwohner Londons den Namen »Big Ben« gegeben hatten und die einer ganzen Nation als Symbol der Größe und Überlegenheit galt, drang nicht in die verwinkelten Straßen des Londoner East End.

Zu eng waren die mit Unrat und Schmutz übersäten Gassen, zu hoch die tristen Backsteinmauern der Mietskasernen und Hinterhöfe, zu laut der Lärm, der auch um diese späte Stunde noch aus den Spelunken drang. Zum schrägen Klimpern verstimmter Klaviere gesellte sich der scheppernde Klang einer Ziehharmonika, begleitet vom geistlosen Gegröle der Betrunkenen und vom kreischenden Gelächter der Huren.

Das schmutzig gelbe Licht, das durch die Fenster der Bars und Tavernen fiel, schimmerte matt und verschwommen im dichten Nebel, der zäh und klamm durch die Gassen kroch, vermischt mit dem beißenden Rauch aus Kaminfeuern und Kohleöfen.

Nur vereinzelt riss der flackernde Schein der Gaslaternen Löcher in die Dunkelheit und warf spärliches Licht auf die zerlumpten, verzweifelten Gestalten, die sich in Nischen und Hauseingängen drängten. Waisen zumeist, die nicht wussten wohin, aber auch Bettler und Betrunkene, von denen es in Whitechapel mehr gab als in

jedem anderen Bezirk der Stadt. Verzweiflung und Hunger waren allgegenwärtig, und um mit ihren Familien nicht in einem der berüchtigten staatlichen Arbeitshäuser zu enden, wandten sich nicht wenige Männer der anderen Seite des Gesetzes zu. Skrupellose Verbrecherbanden trieben im East End ihr Unwesen, und in den engen, finsternen Gassen, in denen es nach Fäulnis und Exkrementen stank, tummelten sich nicht nur vierbeinige Ratten, sondern auch solche, die bereit waren, für ein paar Shillings oder ein Stück Brot zu morden.

Unter den Frauen waren die Arbeitshäuser nicht minder gefürchtet als unter den Männern, und auch sie unternahmen alles, um nicht dorthin verfrachtet zu werden - selbst wenn es bedeutete, im Kampf um das tägliche Überleben den eigenen Körper zu Markte tragen zu müssen. Wer von Natur aus mit einem attraktiven Aussehen gesegnet war und sich ein hübsches Kleid leisten konnte, ging am Covent Garden und im Theaterdistrikt auf Kundenfang, wo die Aussicht bestand, dass ein Gentleman für eine Nacht einen Florin oder gar mehr bezahlte. Die Prostituierten von Whitechapel, häufig krank und entstellt an Körper und Seele, verrichteten für einige Pence ihre Dienste, und das oft genug in dunklen Hinterhöfen und auf schmutzigem Pflaster.

Grace Brown verfluchte den Tag, an dem sie in die große Stadt gekommen war. Drei Jahre lag dies nun zurück. Bevor ihr Ehemann beim Diebstahl dreier Orangen erwischt und in die Tretmühle geschickt worden war; bevor sie als Frau eines Zuchthäuslers ihre Stellung in der Fabrik verloren hatte; bevor sie auf die Straße gejagt worden war, weil sie die Miete für das schäbige Zimmer nicht mehr hatte bezahlen können; bevor sie aus Furcht vor dem Arbeitshaus damit begonnen hatte, ihren Körper zu Markte zu tragen; und bevor der Messerschnitt eines zahlungsunwilligen Kunden ihre linke Gesichtshälfte mit einer Narbe verunstaltet hatte. Nur eines hatte Grace

Brown ihrer Konkurrenz voraus, die rings um die Fournier Street die Straßen säumte und die Röcke hochzog, um keinen Zweifel an der Natur des angebotenen Dienstes aufkommen zu lassen: Sie hatte rotes Haar, das wie ein Leuchtsignal aus der grauen Ödnis stach und die Aufmerksamkeit der Freier auf sich zog. In anderen Nächten hatte diese Laune der Natur Grace davor bewahrt, in der Gosse nächtigen zu müssen - in dieser Nacht wurde sie ihr zum Verhängnis ...

Das regennasse Pflaster der Hopetown Street schimmerte im Licht der Laternen. Nur hin und wieder kam eine Kutsche oder ein Fuhrwerk die Brick Lane herab - meist waren es nur schäbige Karren, die von abgemagerten Eseln gezogen wurden und deren Besitzer hohlwangige Männer mit bleichen, ausgemergelten Gesichtern waren; Marktschreier, die ihren Lebensunterhalt damit verdienten, Obst und Gemüse auf den Märkten von Covent Garden oder Billingsgate zu kaufen und andernorts einige Pence teurer feilzubieten; Kohlehändler und ihre schmutzigen Cousins, die Staubmänner, die die Aschebehälter der Stadthäuser leerten; und schließlich die Rattenfänger, für die es in allen Teilen der Stadt mehr als genug zu tun gab.

Grace Brown sprach diesen und jenen an, erntete jedoch nichts als Spott und derbes Gelächter. Niemand wollte sich mit ihr einlassen, und ihre Verzweiflung wurde immer größer - als sich plötzlich, zugleich schön und unheimlich anzusehen, die Formen einer großen, vornehmen Kutsche aus Rauch und Nebel schälten.

Es war ein Vierspänner, wie nur noble Herrschaften ihn sich leisten konnten, gezogen von vier schwarzen Rossen, das Geschirr silberbeschlagen. Zu Grace Browns maßloser Verblüffung verlangsamten die Tiere ihren Tritt, gerade als die Kutsche sie passierte, und das vornehme Gefährt hielt an.

»He, du.«

Der Kutscher, ein breitschultriger Mann, der ein wollenes Cape trug und den Hut tief ins Gesicht gezogen hatte, um sich vor der klammen Kälte der Nacht zu schützen, zog die Bremse an.

»Sprichst du mit mir?« Erstaunt blickte Grace sich um - aber außer ihr war niemand da.

»Mit wem denn sonst?« Der Kutscher beugte sich zu ihr herab. »Bist du auf der Suche nach Arbeit?«

»J-ja.«

»Mein Herr dort«, er deutete über die Schulter zur Kutsche, in deren dunklem Fensterglas sich Straße und Häuser spiegelten, »ist auf der Suche nach etwas Zerstreuung. Und ich denke, dass du genau das bist, wonach er sucht.«

»Meinst du?« Grace zupfte verlegen ihr Haar und den schäbigen Schal zurecht, den sie trug, während sie in Gedanken schon auszurechnen begann, wie viel der hohe Herr wohl springen lassen würde. Zehn Pence vielleicht oder gar einen Shilling ...

»Ganz sicher.« Die Augen des Kutschers waren im Schatten der Hutkrempe nicht zu sehen, aber der Mund und das bärtige Kinn verzogen sich zu einem ermunternden Grinsen. »Bist du mit einem Florin als Bezahlung einverstanden?«

»E-ein Florin?«, stammelte Grace - das war mehr, als sie je von einem Freier bekommen hatte. »Natürlich bin ich einverstanden.«

»Dann geh nur hinein. Mein Herr erwartet dich schon.«

»Hab tausend Dank«, hauchte Grace, die sich nicht erklären konnte, woher diese günstige Wendung des Schicksals kam, und den Kutscher am liebsten umarmt hätte. Mit pochendem Herzen trat sie auf die Kutsche zu, deren Inneres in undurchdringlicher Schwärze lag und in deren dunklen Fenstern sie sich selbst sehen konnte. Kaum hatte sie sich dem Gefährt genähert, öffnete sich die Tür und schwang mit leisem Knarren auf. Die Schwärze im

Inneren jedoch blieb, als weigerte sich der spärliche Laternenschein, hineinzudringen.

»Sir?«, fragte Grace zaghaft, während sie sich vorsichtig näherte und einen Blick in die Kutsche warf.

Für einen Augenblick schlug ihr eine eisige Kälte entgegen, und die Gewissheit, dass jemand dort in der Kutsche saß und sie mit durchdringendem Blick anstarrte, erfüllte sie. Der jähe Drang, sich abzuwenden und rasch die Flucht zu ergreifen, überkam sie, aber der Gedanke an den Florin, der für die nächsten Tage einen vollen Magen und ein Dach über dem Kopf versprach, hielt sie an Ort und Stelle.

»Soll ich reinkommen, Sir?«, fragte sie flüsternd, doch wie zuvor drang aus dem Dunkel keine Antwort. Dafür schien sich in der Kutsche etwas zu regen. Das leise Rascheln von Stoff war zu hören und ein heller, metallischer Klang, fast wie das Läuten eines Glöckchens. Aber es war kein Glöckchen - es war der Klang rasiermesserscharfen Stahls.

Grace Brown blieb keine Zeit, entsetzt zu sein, als die blitzend weiße Klinge aus der Dunkelheit stach und ihr mit einem einzigen Streich die Kehle durchtrennte.

Ein Schwall von Blut ertränkte ihre Träume und Ängste, ihre Hoffnungen und Befürchtungen, noch ehe im fernen Westminster der Glockenschlag von Big Ben ganz verklungen war.

PERSÖNLICHER TAGEBUCHEINTRAG SARAH KINCAID

Ich hatte ihn wieder, diesen seltsamen Traum, von dem ich gerne annehmen möchte, dass er nicht mehr ist als ein wüster Nachtmahr, der mich von Zeit zu Zeit verfolgt. Aber die Bilder, die ich darin sehe, jene Schatten und Eindrücke, sind zu wirklich, als dass ich sie als bloße Folge eines schwer verdaulichen Nachtmahls sehen könnte. Sie sind mir auf eine Weise vertraut, die mir fast Angst macht, und dennoch kann ich mich nicht entsinnen, dergleichen je erlebt zu haben.

Warum?

Ist der Traum eine Folge dessen, was mir widerfahren ist? Oder entstammt er jenen im Dunkel der Vergangenheit verborgenen Tagen, die mein Vater als ›tempora atra‹, als ›Dunkelzeit‹ zu bezeichnen pflegte? Beides ängstigt mich mehr, als mir lieb sein kann, denn nach allem, was geschehen ist, will ich die Vergangenheit endlich hinter mir lassen. Selbst nach all den Monaten, die verstrichen sind, stehen mir die Geschehnisse von Alexandrien noch deutlich vor Augen, und noch immer quält mich die Frage, ob ich meinen Vater hätte retten können. Und je mehr ich darüber nachsinne, desto deutlicher fühle ich, dass der Tag kommen wird, an dem mich die Vergangenheit einholt ...

KINCAID MANOR, YORKSHIRE

1. NOVEMBER 1883

Die Sonne war hinter dem Horizont versunken und tauchte die Wolken in blassroten Schein, als die Kutsche der

königlich wissenschaftlichen Gesellschaft vor dem Haupthaus des Gehöfts vorfuhr. Das raue, hügelige Marschland war in ein sanftes Licht getaucht, das der Landschaft einen geradezu unwirklichen Anstrich verlieh.

Schnaubend kamen die Pferde, die der Kutscher unnachgiebig zur Eile angetrieben hatte, zum Stehen, und zwei Stallknechte eilten heran, deren Bewegungen deutlich erkennen ließen, dass sie dem derben, ein wenig unbeholfenen Menschenschlag angehörten, den das Marschland von Yorkshire hervorgebracht hatte.

Dr. Mortimer Laydon hatte nie einen Hehl daraus gemacht, dass er die Leidenschaft seines alten Freundes Kincaid für das Landleben nie geteilt hatte; er hatte nie verstanden, was Gardiner daran gefunden hatte, im fernen Yorkshire zu leben, fernab von allen Segnungen der Technik und der Zivilisation, von Annehmlichkeiten wie einer täglichen Zeitung und regelmäßigen Besuchen im Club ganz zu schweigen. Aber Gardiner Kincaid hatte sich hier nach Jahren ausgedehnter Reisen im Auftrag der Wissenschaft ein Heim eingerichtet, ein »Domizil«, wie er es zu nennen pflegte, in dem er ungestört seinen Studien nachgehen konnte. Als Romantiker, der er nun einmal gewesen war, hatte er seine Gedanken stets mehr auf die Vergangenheit gerichtet als auf die Gegenwart. Nicht von ungefähr hatte er den Landsitz, mit dem die Königin ihn aus Dank für seine Verdienste um die Archäologie bedacht hatte, »Kincaid Manor« genannt, gemäß den Ländereien, mit denen die normannischen Ritter einst von ihren Herren belehnt worden waren. Und diese Liebe zur Vergangenheit hatte den alten Gardiner Kincaid am Ende das Leben gekostet.

Längst war das Anwesen, das aus einem zweiflügeligen Gebäude und einer angrenzenden Stallung bestand, kein Farmhaus mehr; zwar verpachtete die Familie Kincaid ihren Landbesitz an die Bauern, von denen es in dieser öden, nur zur Schafzucht geeigneten Gegend ohnehin recht

wenige gab. Der wahre Reichtum von Kincaid Manor lag jedoch nicht im Besitz von Grund und Boden, sondern in dem Wissen, das hier gesammelt wurde. Kein unbedarfter Besucher, der sich durch das Moor und die felsigen Hügel näherte, hätte vermutet, dass die ehrwürdigen Mauern des Anwesens nicht nur eine ansehnliche Bibliothek bargen, sondern auch eine höchst außergewöhnliche Sammlung antiker Artefakte.

Gardiner Kincaid hatte sein Leben der Erforschung vergangener Mysterien gewidmet; er hatte Expeditionen in die entlegensten Winkel des Empire angeführt, und er war dafür von Ihrer Majestät geadelt worden. Und obwohl sein alter Freund tot war, was Mortimer Laydon mit Trauer erfüllte, war Kincaid Manor auch jetzt noch ein Hort des Wissens und profunder Kenntnis. Denn Gardiner Kincaid hatte eine gelehrige Schülerin gehabt ...

Da es weit und breit keine Siedlung gab, geschweige denn eine brauchbare Gaststätte, in der man hätte nächtigen können, hatte der Doktor Gepäck für die Nacht mitgebracht, das von den Bediensteten jetzt ins Haus getragen wurde. Vor zwei Tagen hatte er seinen Besuch durch einen Kurier angekündigt, wie die Formen gepflegten Umgangs es erforderten. Laydon wusste zwar, dass man es hier im Norden mit der Etikette nicht so genau nahm und dass Gardiners Tochter die Abneigung ihres Vaters gegen gesellschaftliche Zwänge teilte, aber er wollte dennoch nicht so unzivilisiert erscheinen, sein Kommen erst anzukündigen, indem er lautstark an die Tür des Hauses klopfte.

Die Pforte wurde ihm vom Diener des Hauses geöffnet, der ihn mit gravitätischer Miene begrüßte. Seine Livrierung war nicht nach der neuesten Londoner Mode geschnitten, sondern so altertümlich wie alles in diesem Haus. Im Licht der Kerzenleuchter, die die Eingangshalle säumten (die Versorgung mit Gas war noch nicht bis Kincaid Manor vorgedrungen), sah Laydon alte Statuen und

Gemälde, dazu Waffen aus verschiedenen Epochen, schartige Schwerter und rostige Helme, Hinterlassenschaften aus weit weniger zivilisierten Tagen.

»Sir«, sagte der Diener mit deutlichem Yorkshire-Akzent, nachdem er dem Besucher Hut und Mantel abgenommen hatte. »Wenn Sie gestatten, werde ich Sie zum Kaminzimmer geleiten. Lady Kincaid erwartet Sie bereits.«

»Ich bitte darum«, erwiderte Laydon.

In einem von vergoldeten Schnitzereien gesäumten Spiegel prüfte der kleinwüchsige Mann mit dem schlohweißen Haar und dem Backenbart sein Äußeres. Was er sah, erfüllte ihn nur sehr bedingt mit Zufriedenheit. In guten Londoner Kreisen wäre sein von der langen Fahrt zerknitterter Gehrock wohl kaum mehr dazu angetan gewesen, einer Dame die Aufwartung zu machen; hier im Norden jedoch, wo es weniger auf Formalitäten ankam, mochte es durchaus noch genügen. Zudem war Laydon mit einer dringlichen Mission betraut, die weder Aufschub noch Eitelkeiten zuließ.

Gemessenen Schrittes führte der Hausdiener ihn durch die Eingangshalle in den Gang, der sich daran anschloss. Warmer, flackernder Feuerschein drang vom Ende des Korridors herauf und hieß den Besucher willkommen. Kurz darauf stand Mortimer Laydon im Kaminzimmer. Die niedrige Decke war mit dunklem Holz getäfelt, die Balken dazwischen mit reichen Schnitzereien verziert. Soweit Laydon wusste, stammten sie aus einer alten Abtei, die von den Mönchen aufgegeben und dem Verfall preisgegeben worden war; Gardiner hatte sie aufgekauft und mühevoll restauriert. Die Wände des niedrigen Raumes wurden von Regalen eingenommen, die bis hinauf zur Decke mit Büchern gefüllt waren. Diese stellten jedoch nur einen Bruchteil der Wissensschätze dar, die Kincaid Manor barg. Der weitaus größere Teil davon befand sich in der Bibliothek, die im Ostflügel des Gebäudes untergebracht

war und die der alte Gardiner wie seinen Augapfel gehütet hatte.

Vor dem Kamin, auf dessen Rost ein züngelndes Feuer wohlige Wärme verbreitete, stand ein großer, mit dunklem Leder beschlagener Sessel, dessen Rückseite Laydon zugewandt war.

»Ihr Besuch, Madam«, sagte der Diener, und aus dem Sessel erhob sich eine junge Frau, deren Schönheit geradezu überwältigend war - und das, obwohl sie sich in mancherlei Hinsicht von den Damen des vornehmen London unterschied.

Die ebenmäßigen Gesichtszüge hatte sie von ihrem Vater geerbt. Auch die Augen, deren tiefes Blau ein keltisches Erbe erkennen ließ, schrieb Dr. Laydon der Blutlinie des alten Gardiner zu, ebenso wie den schmalen Mund und das entschlossen wirkende Kinn. Zu behaupten, dass Lady Kincaid deshalb streng und unnahbar aussah, wäre allerdings falsch gewesen, denn die Grübchen um ihre Mundwinkel und die kleine, keck hervorspringende Nase ließen ein gewitztes, schalkhaftes Wesen erahnen.

Ihr Teint war dunkler, als es bei einer Dame ihres Standes üblich war, und um die Nase und über den Wangen waren leichte Sommersprossen zu erkennen, was auf lange Aufenthalte unter heißer Sonne schließen ließ. Das schwarze Haar fiel ihr in ungezähmten Locken auf die Schultern herab, nur mühsam im Zaum gehalten von einem samtene Band. Das schlichte Kleid, das sie trug und das die Damen in London wohl als hoffnungslos altmodisch bezeichnet hätten, verzichtete auf die bauschenden Formen einer Krinoline und fiel glatt und sanft an ihr herab. Der blaue Samt glänzte im flackernden Licht des Feuers. Sarah Kincaid trug weder Federn noch Schmuck - die Abneigung gegen jede Form von künstlichem Putz war eine weitere Eigenschaft, die sie mit ihrem verstorbenen Vater teilte.

»Onkel Mortimer! Welch eine Freude!«

Ohne darauf zu warten, dass ihr Pate ihr seine
Aufwartung machte, kam Sarah hinter ihrem Sessel hervor,
und noch ehe Laydon auch nur dazu kam, sich zu
verbeugen, hatte sie ihn schon herzlich umarmt. Im fernen
London wäre jeder Besucher von solch bäuerlicher
Vertraulichkeit peinlich berührt gewesen - in der
Einsamkeit des rauen Nordens entbehrte sie nicht eines
gewissen Charmes.

»Sarah, mein Kind.« Laydon wartete, bis sie sich von
ihm gelöst hatte, dann bedachte er sie mit einem milden
Lächeln. »Wie lange ist es her? Wie lange haben wir uns
nicht gesehen?«

»Seit Vaters Beerdigung«, erwiderte sie, und die
Wiedersehensfreude in ihren Zügen verschwand hinter
einem dunklen Schatten.

»Wie ist es dir seither ergangen? Verzeih, Sarah, dass
ich nicht eher dazu kam, dich zu besuchen, aber meine
Anwesenheit in London und am königlichen Hof war
dringend erforderlich.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Sarah lächelte wieder,
nicht ohne Stolz. »Schließlich will Ihre Majestät die Königin
nicht auf ihren besten Leibarzt verzichten.«

»Sarah.« Laydon errötete. »Es schmeichelt mir, dass du
so von mir denkst. Aber zum einen hat die königliche
Familie viele Leibärzte, und zum anderen maße ich mir
nicht an, der beste zu sein.«

»Bescheiden wie immer. Du hast dich nicht verändert,
Onkel.«

»Du ebenso wenig, wie es den Anschein hat.« Der
Doktor machte eine ausgreifende Handbewegung. »Und
Kincaid Manor hat sich offenbar ebenfalls nicht verändert.«

»Der Eindruck täuscht«, entgegnete Sarah. »Es ist nicht
mehr dasselbe seit Vaters Tod. Sein Wissensdurst und sein
unermüdlicher Forscherdrang haben dieses Haus mit
Leben erfüllt. Ich versuche, seine Arbeit fortzusetzen, so
gut ich kann, aber ...«

»Ich bin sicher, du gibst dein Bestes. Und ich bin ebenso sicher, dass dein Vater sehr stolz auf dich wäre, Sarah.«

»Glaubst du?«

»Ich bin überzeugt davon. Man kann viel über den alten Gardiner Kincaid behaupten, aber nicht, dass er aus seinem Herzen eine Mördergrube gemacht hätte. Abgesehen von seiner Arbeit, warst du der Mittelpunkt seines Lebens, Sarah - und es hätte ihn sehr gefreut zu sehen, dass du seine Forschungen weiterführst.«

»Ich versuche es«, erwiderte sie und zwang sich zu einem Lächeln, um dann rasch das Thema zu wechseln. »Wie lange wirst du bleiben, Onkel Mortimer? Es gibt so viel zu erzählen ...«

»In der Tat.« Laydon nickte. »Es gibt dringliche Angelegenheiten zu besprechen, deshalb bin ich hier.«

»Dringliche Angelegenheiten?« Sarahs Miene verfinsterte sich erneut. »Von was für Angelegenheiten sprichst du? Ich dachte, du wärest gekommen, um mich zu besuchen ...«

»Das bin ich«, versicherte er. »Aber das ändert nichts daran, dass ich wichtige Nachrichten im Gepäck habe, Sarah.«

»Nachrichten? Was für Nachrichten?«

»Gute Nachrichten. Nachrichten vom königlichen Hof.«

»Das sollte mich wundern«, entgegnete sie sarkastisch. »Vom königlichen Hof sind noch selten gute Nachrichten gekommen, zumal, wenn sie meine Familie betreffen. Ich erinnere mich noch gut an die Depesche, die Alexandrien betraf ...«

»Alexandrien hat damit nichts zu tun«, stellte Laydon klar. »Du tätest gut daran, die Vergangenheit ruhen zu lassen, Sarah.«

»Ich soll die Vergangenheit ruhen lassen?« Sie lächelte dünn. »Du vergisst, dass ich Archäologin bin, Onkel. Es ist meine Profession, im Boden zu graben und ihm die Geheimnisse der Vergangenheit zu entreißen.«

»Vielleicht«, gab der Doktor zu. »Aber sicher ist es nicht deine Berufung, *dich selbst* zu vergraben und in der Vergangenheit zu leben. Das hätte dein Vater nicht gewollt. Bitte, Sarah. Hör dir zumindest an, was ich zu berichten habe.«

Lady Kincaid schaute lange und prüfend in die von weißem Haar umrahmten, aber noch straff und jugendlich wirkenden Züge ihres Paten. Die letzten Monate hatte sie damit zugebracht, über Büchern und alten Folianten zu brüten, und dabei mehr über ihre eigene Vergangenheit nachgedacht als über die versunkener Völker und Kulturen. Möglicherweise hatte ihr Onkel Recht. In den vergangenen Monaten hatte Sarah gehofft, vergessen zu können, was in Ägypten geschehen war, und es war ihr nicht gelungen. Vielleicht konnte ihr väterlicher Freund und Pate ihr dabei helfen. Schließlich hatte er schon ihrem Vater stets mit Rat und Tat zur Seite gestanden.

»Einverstanden, Onkel Mortimer«, erklärte sie sich deshalb vorsichtig bereit. »Unter einer Bedingung.«

»Nämlich?«

»Da du deinen Besuch rechtzeitig angekündigt hast, habe ich die Küche angewiesen, ein spätes Dinner zu bereiten. Wenn es dir recht ist, werden wir zunächst zu Abend essen und danach bei einem guten Glas Claret über alles reden.«

»Bei einem guten Glas Claret?« Laydon schürzte anerkennend die Lippen. »Warum hast du das nicht gleich gesagt? Es freut mich zu hören, dass die Segnungen der Zivilisation nicht völlig spurlos an Kincaid Manor vorbeigegangen sind.«

»Also abgemacht?«, fragte Sarah.

Laydon nickte.

»Abgemacht.«

Die Köchin von Kincaid Manor - eine betagte Frau aus den Midlands, die schon für Sarahs Vater gearbeitet und für ihn

gekocht hatte, als dieser noch in Oxford weilte - hatte ein Mahl aufgetragen, das selbst dem verwöhnten Gaumen Mortimer Laydons Anerkennung abverlangte. Auf eine delikate Hühnersuppe folgten zwei Gänge mit Lammkoteletts und Truthahn, zu denen Gemüse und Salat sowie französischer und englischer Senf gereicht wurden. Den Abschluss des Mahls bildeten Schokoladencreme und Walnüsse.

»Vorzüglich, mein Kind«, lobte der Doktor und verabschiedete den bittersüßen Geschmack der Schokolade mit einem Schluck Wein. »Wer hätte gedacht, dass man im fernen Yorkshire solche Genüsse kennt? Auf Gardiner Kincaid, den besten Freund, den sich ein Mann wünschen kann - und den besten aller Väter. Möge er in Frieden ruhen.«

»Auf Vater«, stimmte Sarah zu, und beide tranken.

»Ein guter Tropfen«, stellte Laydon mit Blick auf den rubinroten Inhalt seines Glases fest. »Mild und würzig zugleich. Das erklärt, weshalb dieser Franzose zu den bevorzugten Weinen der guten Londoner Gesellschaft gehört.«

»Tut er das?«, fragte Sarah.

»Allerdings. Und dass du etwas davon in deinem Weinkeller hast, beweist mir, dass du den Genüssen des Lebens weniger abgeneigt bist als dein Vater - und darüber bin ich sehr erfreut, Sarah.«

»Täusche dich nicht, Onkel«, erwiderte sie. »Ich bin der Vergangenheit ebenso verfallen, wie mein Vater es war, und ich würde das hier« - sie deutete auf den Dekantierer, in dessen breitem Bauch der Claret geheimnisvoll schimmerte - »jederzeit gegen das Privileg eintauschen, eines der Rätsel der Menschheitsgeschichte zu lösen.«

»Du sprichst tatsächlich wie dein Vater.« Laydon lächelte.

»Warum auch nicht? Er war mein Lehrer, und es ist seine Arbeit, die ich fortsetze. Seine Studien.«

»Ich verstehe. Dann hat die Akademie der Wissenschaften dir also einen Forschungsauftrag erteilt und dich mit Geldern und Mitteln ausgestattet?«

»Natürlich nicht.« Sarah schüttelte den Kopf über diese seltsame Frage. »Du weißt genau, dass die Mitgliedschaft in der Akademie ausschließlich Männern vorbehalten ist. Diese selbstgefälligen Idioten würden sich lieber sämtlichen wissenschaftlichen Erkenntnissen verschließen, als eine Frau in ihre Mitte aufzunehmen.«

»Auch dann, wenn sie so brilliant wäre wie du?«

Wieder verzog Sarah das Gesicht. »Ich danke dir für das Kompliment, Onkel, aber ich fürchte, deine Geschlechtsgenossen sind noch um einiges bornierter, als du es dir vorzustellen vermagst.«

»Schwer vorstellbar, in der Tat.« Laydon nahm noch einen Schluck. »Wir leben in modernen Zeiten, Sarah. Es spielt keine Rolle, welches Geschlecht jemand hat, wenn er nur ...«

»Glaubst du das wirklich, Onkel?«

»Allerdings.«

»Dann hebe ich als Gastgeberin und Herrin von Kincaid Manor die Tafel hiermit auf und gestatte dir zu rauchen. Wirst du es tun?«

»Natürlich nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Nun - weil es einem Gentleman aufrechter Gesinnung niemals in den Sinn kommen würde, in Gegenwart einer Lady zu rau ...« Der Doktor unterbrach sich, als er merkte, dass Sarah ihn überlistet hatte, und blickte schuldbewusst in sein Weinglas.

»Die Wahrheit, Onkel«, erklärte Sarah nicht ohne Bitterkeit, »ist, dass Frauen in dieser Gesellschaft nicht wirklich respektiert werden. Auch mein Vater hat das gewusst, dennoch hat er mir sowohl Kincaid Manor als auch seine Bibliothek und seine Sammlung vermacht.«

»Weil er wusste, dass du nicht aufgeben würdest«, meinte Laydon voller Überzeugung. »Dass du dich mit gesellschaftlichen Beschränkungen nicht einfach abfinden würdest.«

»Dann hat er sich geirrt«, erwiderte Sarah. »Ich bin keine Revolutionärin, Onkel Mortimer. Alles, was ich möchte, ist in Ruhe die Studien meines Vaters fortsetzen. Eingebildete Hohlköpfe aus Oxford oder Cambridge brauche ich dazu nicht.«

»Vielleicht nicht. Aber du wirst die Ergebnisse deiner Forschungen auch niemals veröffentlichen können. Wirst niemals die Früchte deiner Arbeit ernten.«

»Und?« Sarah zuckte mit den Schultern. »Mein Vater hat die Früchte seiner Arbeit geerntet. Er war ein anerkannter Wissenschaftler und wurde für seine herausragenden Leistungen geadelt. Und was hat es ihm am Ende gebracht? Er starb fern von seiner Heimat in einem fremden Land.«

»Dein Vater ist für seine Überzeugung gestorben«, verbesserte Laydon, »für das, was ihm wichtig war. Ich erinnere mich, dass er nie darüber hinweggekommen ist, dass dieser Deutsche vor ihm Troja entdeckt hat. Gardiner wollte stets der Erste sein, wollte die Geheimnisse der Vergangenheit ans Licht bringen, bevor es ein anderer tat, und dafür war er auch bereit, sein Leben zu geben. Und du, Sarah, hast dieselbe Leidenschaft in dir.«

»Keineswegs.«

»Willst du mir das wirklich erzählen? Schon als junges Mädchen hast du ferne Länder bereist und den Odem des Abenteuers geatmet. Du kennst nichts anderes als das, Sarah, und willst mir dennoch weismachen, dass du damit zufrieden bist, in der Abgeschlossenheit eines alten Gemäuers zu sitzen und in alten Büchern zu stöbern?«

»Du vergisst, dass ich auch eine gute englische Erziehung genossen habe, Onkel Mortimer. Irgendwann beschloss mein Vater, dass ich genug Abenteuer erlebt

hätte, und schickte mich zurück nach London, auf Kingsleys Schule für höhere Töchter.«

»Du bist nicht lange dort geblieben«, wandte Laydon ein.

»Lange genug, um zu wissen, wo mein Platz in dieser Gesellschaft ist«, gab Sarah bissig zurück. »Das letzte Mal, als ich diesen Platz verließ, hat mein Vater dafür mit dem Leben bezahlt.«

»Jetzt verstehe ich«, stellte der Doktor mit einigem Unglauben fest. »Du machst dir Vorwürfe. Du gibst dir die Schuld an dem, was in Alexandrien geschehen ist.«

»Ich habe viel darüber nachgedacht«, gab Sarah zu. »Und ich frage mich, ob ich es nicht hätte verhindern können ...«

»Nein, Sarah. Es war ein feiges Komplott, und das weißt du. Es lag nicht in deiner Macht, es zu verhindern.«

»Wie auch immer - seit Vater in meinen Armen starb, habe ich nach Antworten gesucht. All das muss einen Sinn haben. Es darf nicht sein, dass Vater nur deshalb sein Leben ließ, weil eine Laune des Schicksals es so wollte. Es muss einen tieferen Grund dafür geben, eine Verbindung zur Vergangenheit. Verstehst du, was ich meine? In der Geschichtswissenschaft gibt es immer eine Verbindung zur Vergangenheit, nichts geschieht aus purem Zufall ...«

»Vielleicht doch«, warf Laydon ein. »Manchmal geschehen Dinge, ohne dass sie einen Sinn ergeben, Sarah.«

»Nicht solche Dinge.« Sie schüttelte den Kopf.

»Was macht dich so sicher?«

Sie griff erneut nach dem Weinglas und leerte es, mit weit größeren Schlucken, als es sich für eine Dame geziemte. Eine Antwort blieb sie schuldig, aber Laydon gab nicht auf.

»Was macht dich so sicher, Sarah?«, fragte er noch einmal. »Du scheinst etwas zu wissen, das außer dir

niemand weiß. Was ist es, Sarah? Willst du es mir nicht verraten?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich bin dein Pate«, erinnerte Laydon sie. »Wenn du dich mir nicht anvertrauen willst, wem dann? Nach dem Tod deines Vaters bin ich wohl derjenige, dem du am meisten vertrauen kannst.«

Sarah besann sich. Es stimmte - Mortimer Laydon war der beste Freund ihres Vaters gewesen und hatte fast zur Familie gehört. Und obendrein war er Arzt - vielleicht konnte er ihr tatsächlich helfen.

Entschlossen stellte sie ihr Glas beiseite und erhob sich. Unter Missachtung jeder Etikette nahm sie ihren Stuhl und umrundete damit die Tafel, um sich direkt neben den Doktor zu setzen.

»Ich habe einen Traum«, eröffnete sie ihm kurzerhand.

»Einen Traum?«

Sie nickte. »Einen Traum, der immer wiederkehrt. Es sind stets dieselben Bilder, die ich sehe, aber ich weiß nicht, was sie zu bedeuten haben.«

»Interessant«, sagte Laydon und reckte wissbegierig das Kinn vor. »Und seit wann hast du diesen Traum?«

»Seit Vaters Tod.«

»Ich verstehe.« Der Doktor nickte verständnisvoll, und ein undeutbarer Ausdruck huschte über sein Gesicht. »Und was sind das für Bilder, die du siehst?«, fragte er vorsichtig.

»Ich weiß es nicht. Es sind keine konkreten Bilder, sondern nur verschwommene Eindrücke. Farben und Geräusche. Und manchmal auch Gerüche.«

»Aber du kannst sie nicht einordnen, oder?«

»Nein.« Erneut schüttelte sie den Kopf. »Dennoch ängstigen sie mich, denn sie haben mit der Vergangenheit zu tun.«

»Sarah.« Der Doktor schürzte die Lippen. »Nicht alles, was wir träumen, hat zwangsläufig mit der Vergangenheit

zu tun. Vieles hat seinen Ursprung in uns selbst, und ich weiß nicht, ob ...«

»Mit *meiner* Vergangenheit«, schränkte Sarah ein, und plötzlich wusste Laydon, worauf sie anspielte.

»*Tempora atra*«, flüsterte er. »Die Dunkelzeit.«

Sarah nickte. »So nannte mein Vater das Phänomen. Aber auch er konnte sich nicht erklären, was es damit auf sich hat.«

»Und du glaubst, dass die verlorenen Jahre deiner Kindheit mit diesen Träumen in Verbindung stehen?«

»Es wäre möglich, oder nicht?«

»Natürlich.« Laydon rieb sich nachdenklich die Schläfe. »Ich nehme an, dass ein so furchtbares Erlebnis wie der Tod des Vaters durchaus dazu angetan sein könnte, verschüttete Erinnerungen wieder zutage zu befördern. Andererseits sagst du selbst, dass die Bilder, die du siehst, undeutlich und verschwommen sind, also könnten sie alles Mögliche bedeuten, nicht wahr?«

»Das stimmt.« Sarah nickte, und am feuchten Glanz ihrer Augen konnte der Doktor erkennen, dass die Angelegenheit sie weit mehr mitnahm, als sie zugeben wollte. »Aber ein Gefühl sagt mir, dass es einen Zusammenhang zwischen meinen Träumen und Vaters Tod gibt. Du magst an Zufälle dieser Art glauben, Onkel Mortimer - ich tue es nicht. Ich glaube an das Schicksal und bin davon überzeugt, dass nichts auf dieser Welt aus purem Zufall geschieht. Deshalb werde ich weiter nach Antworten suchen.«

»In deinen Büchern?«

»Warum nicht? Kennst du einen besseren Ort?«

»Vielleicht ja«, bestätigte der Arzt und legte eine Kunstpause ein, in der er nach seinem Taschentuch griff und es Sarah reichte, damit sie ihre Tränen trocknen konnte. »Was, wenn es für dich eine Möglichkeit gäbe, weiter an den Fragen zu forschen, die dich beschäftigen?